Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 280 (2007)

Artikel: La Martine
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655251

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

La Martine

ILLUSTRATIONEN VON FANNY HARTMANN

Es war über ihn gekommen an einem Sonntag nach der Messe. Er kam aus der Kirche und ging den Hohlweg heimwärts, als er vor sich die Martine sah, die auch nach Hause ging.

Der Vater schritt mit der Würde des reichen Pachtbauern an der Seite seiner Tochter. Anstelle des verschmähten Bauernkittels trug er eine Art Gehrock aus grauem Tuch und einen Melonenhut mit breiter Krempe.

Die Tochter, in ein Korsett geschnürt, in das sie sich nur einmal die Woche zwängte, hielt sich kerzengerade, schmal in der Taille, die Schultern breit, und wiegte sich ein wenig in den ausladenden Hüften.

Unter dem Blumenhut, dem Werk einer Putzmacherin aus Yvetot, zeigte sie frei ihren kräftigen, runden, geschmeidigen Nacken, den lose Härchen, rötlich von Luft und Sonne, umspielten.

Er, Benoist, sah nur ihren Rücken; aber er kannte ihr Gesicht gut, ohne dass er es bis dahin jemals besonders beachtet hatte.

Und plötzlich sagte er sich: Mann o Mann! Ist die ein schönes Mädchen, die Martine! Er

sah sie voll jäher Bewunderung gehen, und Verlangen ergriff ihn. Er brauchte das Gesicht nicht noch mal zu sehen, nein. Er hing mit den Augen an ihrer Gestalt und sagte sich immerzu, als spräche er laut: Mann o Mann, ist die ein schönes Mädchen!

Die Martine bog rechts ab nach dem Martinshof, dem Pachtgut ihres Vaters, Jean Martin, und sie wandte sich um, warf einen Blick hinter sich. Da sah sie Benoist, der ihr ganz seltsam vorkam. «Grüss euch, Benoist», rief sie. Er antwortete: «Grüss euch, Martine, grüss euch, Meister Martin», und ging vorbei.

Als er nach Haus kam, stand die Suppe schon auf dem Tisch. Er setzte sich seiner Mutter gegenüber, neben den Knecht und den Viehjungen, während die Magd in den Keller ging, um den Apfelwein abzuziehen.

Er ass ein paar Löffel, dann schob er den Teller weg. Seine Mutter fragte: «Ist dir nicht wohl?»

«Nein», sagte er, «mir ist, als ob ich einen Kloss im Magen hätte, der mir den Hunger nimmt.»

Er sah die andern essen, brach ab und zu einen Bissen Brot, den er langsam zum Mund führte und lange kaute. Er dachte an die Martine: Sie ist in der Tat ein schönes Mädchen! Wie war es möglich, dass er das bis jetzt nie bemerkt hatte und dass das so über ihn kam, auf einen Schlag, und so stark, dass er nicht mehr essen konnte?

Er rührte das Fleisch kaum an. Seine Mutter sagte: «Nanu, Benoist, zwing dich ein bisschen; das ist Hammellende, das tut dir gut. Wenn man keinen Appetit hat, muss man sich zwingen.»

Er würgte ein Stück hinunter, dann schob er den Teller wieder weg: Nein, es ging nicht vorüber, es ging nicht.

Nach dem Mittag machte er einen Gang über die Felder, nachdem er dem Viehjungen freigegeben und versprochen hatte, im Vorbeigehen nach den Tieren zu sehen.

Die Flur lag menschenleer, es war ja Ruhetag. Da und dort lagerten, mit prallem Bauch, die Kühe in einem Kleefeld und kauten in der hohen Sonne wieder. Ausgespannte Pflüge harrten am Ackerrand, und die umgebrochene, für die Saat bereitete Erde dehnte sich in grossen braunschwarzen Gevierten zwischen den gelben Stücken hin, wo die kurzen Stoppeln von Weizen und Hafer faulten.

Trockener Herbstwind wehte über die Ebene, kündigte an, dass es frisch werden würde nach Sonnenuntergang. Benoist setzte sich an einen Rain, legte den Hut auf seine Knie, als hätte er einen freien Kopf nötig, und sprach laut in die stille Landschaft: «Wenn es ein schönes Mädchen gibt, dann ist es die.»

Er dachte an sie noch am Abend in seinem Bett und am nächsten Morgen, als er erwachte.

Er war nicht traurig, er war nicht unzufrieden; er hätte nicht sagen können, was mit ihm war. Es war etwas, was ihn nicht losliess, was sich in seiner Seele festgehakt hatte, ein Gedanke, der nicht wegging und der ihm im Herzen eine Art Kitzeln verursachte. Manchmal ist in der Stube eine dicke Fliege eingesperrt. Man hört sie fliegen und summen, und dieses Geräusch verfolgt einen, stört einen. Mit einemmal ist sie still; man vergisst sie; aber plötzlich fliegt sie wieder los und zwingt einen, den Kopf zu heben. Man kann sie nicht fangen, nicht verjagen, nicht töten, nicht an einem Platz festhalten. Kaum hat sie sich gesetzt, fängt sie wieder an zu summen.

Nun, der Gedanke an die Martine schwirrte Benoist durch den Sinn wie eine gefangene Fliege.

Dann erfasste ihn das Verlangen, sie wiederzusehen, und er ging ein paar Mal am Martinshof vorbei. Endlich sah er sie, wie sie zwischen zwei Apfelbäumen Wäsche an eine Leine hängte.

WETTBEWERB

Schweizer Kleinseen

In der Schweiz gibt es gegen 200 Seen. Nicht alle sind so bekannt wie der Léman, der Thuner-, Viewaldstätter- oder Bodensee. Zum Beispiel der Türlersee, nicht weit von der grössten Stadt unseres Landes entfernt gelegen.

Siehe Wettbewerbsfragen auf Seite 92

Es war heiss; sie hatte nur einen kurzen Rock an, und durch ihr Hemd auf dem blossen Leib zeichneten sich ihre gewölbten Lenden ab, wenn sie die Arme hob, um ihre Handtücher anzuklammern.

Er kauerte über eine Stunde an der Grabenböschung, noch als sie längst verschwunden war. Noch benommener von ihr als vorher, ging er davon.

Einen ganzen Monat hatte er nur dieses Mädchen im Kopf. Er zitterte, wenn man vor ihm ihren Namen nannte. Er ass nicht mehr, jede Nacht lag er in Schweiss und konnte nicht schlafen.

Sonntags in der Messe liess er sie nicht aus den Augen. Sie bemerkte es und lächelte ihm zu, geschmeichelt, dass sie so verehrt wurde.

Eines Abends nun begegnete er ihr unerwartet auf einem Weg. Sie blieb stehen, als sie ihn kommen sah. Da ging er gerade auf sie zu, erstickt vor Angst und Beklommenheit, aber auch entschlossen, mit ihr zu reden. Er verschluckte die Wörter fast, als er begann: «Wisst ihr, Martine, das kann nicht so weitergehn.»

Sie antwortete, als wollte sie sich über ihn lustig machen: «Was kann nicht so weitergehn, Benoist?»

«Dass ich so oft an euch denke, als der Tag Stunden hat», sagte er.

Sie legte die Hände in die Hüften. «Ich zwing euch doch nicht dazu.»

«Doch», stammelte er, «nur ihr; ich habe keinen Schlaf, keine Ruhe, keinen Hunger, überhaupt nichts mehr.»

Da sagte sie sehr leise: «Was braucht es denn, euch davon zu heilen?»

Er stand ergriffen da, mit hängenden Armen, grossen Augen, offenem Mund.

Sie versetzte ihm einen derben Schlag vor die Brust und lief davon.

Seit diesem Tag trafen sie sich an den Gräben, in den Hohlwegen oder im einfallenden Abend am Feldrain, wenn er seine Pferde heimführte und sie ihre Kühe zum Stall trieb.

Er fühlte sich zu ihr hingezogen, zu ihr hingerissen mit aller Gewalt seines Herzens und seines Leibes. Er hätte sie erdrücken, erwürgen, in sich hineinschlingen mögen. Und er erbebte vor Ohnmacht, vor Ungeduld, vor Wut, dass sie nicht ganz und gar sein war, wie wenn sie beide ein einziges Wesen sein müssten.

Man redete im Dorf über sie. Es hiess, sie wären einander versprochen. Er hatte sie auch gefragt, ob sie seine Frau werden wollte, und sie hatte ja gesagt.

Sie warteten auf eine Gelegenheit, mit ihren Eltern zu reden.

Da kam sie mit einemmal nicht mehr zum

Stelldichein. Er sah sie nicht einmal mehr, wenn er um ihren Hof strich. Er konnte sie nur sonntags in der Messe von weitem erspähen. Und just an einem Sonntag nach der Predigt verkündigte der Pfarrer hoch von der Kanzel herab, dass Victoire-Adelaide Martin und Josephin-Isidore Vallin sich zur Ehe verlobt hatten.

Benoist spürte etwas in seinen Händen, als ob man ihnen das Blut abzöge. Seine Ohren sausten; er hörte nichts mehr, und nach einer Weile merkte er, dass er in sein Messbuch weinte.

Einen Monat lang hütete er seine Kammer. Dann nahm er die Arbeit wieder auf.

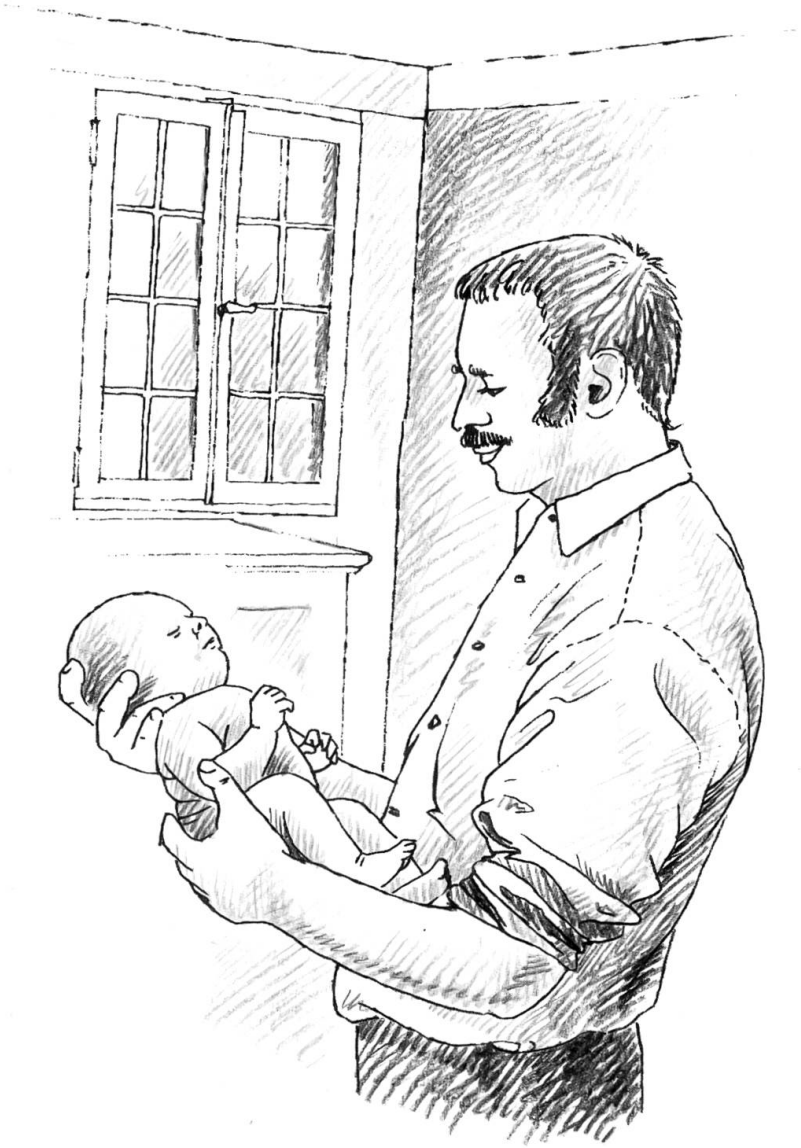
Aber er war nicht geheilt und dachte immerzu an sie. Er mied die Wege, die an ihrem Haus entlang führten, um nicht die Bäume ihres Hofes zu sehen, weshalb er morgens und abends einen weiten Umweg machen musste.

Sie war jetzt mit Vallin verheiratet, dem reichsten Bauern der Gegend. Benoist und er sprachen nicht mehr miteinander, obwohl sie von Kind auf Kameraden waren.

Eines Abends nun, als Benoist am Gemeindeamt vorüberkam, erfuhr er, dass die Martine schwanger war. Anstatt darüber grossen Schmerz zu verspüren, empfand er im Gegenteil etwas wie Erleichterung. Jetzt war es vorbei, ganz vorbei. Dadurch waren sie mehr getrennt als durch die Heirat. Tatsächlich, es war besser so.

Viele Monate vergingen. Manchmal sah er sie, wenn sie, schwerfällig nun, nach dem Dorf ging. Sie wurde rot, wenn sie ihn erblickte, senkte den Kopf und beschleunigte ihre Schritte. Und er bog von seinem Weg ab, um ihr nicht zu begegnen und in die Augen sehen zu müssen.

Aber mit Schrecken dachte er daran, dass er ihr eines Morgens plötzlich gegenüberstehen und genötigt sein könnte, sie anzureden. Was sollte er ihr jetzt sagen nach alledem, was er ihr früher gesagt hatte, wenn er ihre Hände hielt und ihr die kleinen Härchen an den Wangen



Geschenkidee

Machen Sie jemandem aus Ihrem Bekanntenkreis eine unerwartete Freude und verschenken Sie die neue Ausgabe vom «Hinkenden Bot».

Mit attraktivem Wettbewerb!

Stämpfli

Nicht frankieren
Ne pas affranchir
Non affrancare

Geschäftsantwortsendung Invio commerciale-risposta
Correspondance commerciale-réponse

Stämpfli Verlag AG
Postfach 8326
CH-3001 Bern

Verschenken Sie den «Hinkenden Bot 2007»

Nicht ein kurzes Lesevergnügen, sondern ein Jahresbegleiter!

«Der Hinkende Bot» – ein ideales Geschenk, um jemandem einfach so zwischendurch mal eine kleine Freude zu bereiten. Sie brauchen nur den Bestellschein auszufüllen und zurückzusenden. Alles andere erledigen wir für Sie.

Stämpfli

Stämpfli Verlag AG
Postfach 8326
CH-3001 Bern

Bestellschein

☐ Ja, ich/wir möchte/n die neue Ausgabe «Der Hinkende Bot» verschenken und bestelle/n hiermit

_____ Ex. **«Der Hinkende Bot», Ausgabe 2007,** à CHF 9.80 (zuzügl. Versandkosten)

Rechnungsadresse:

Name/Vorname _____

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort _____

Lieferadresse (nur ausfüllen, wenn nicht gleich wie Rechnungsadresse):

Name/Vorname _____

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort _____

Datum _____

Unterschrift _____

küsste? Es war schlecht, was sie getan hatte, nach so vielen Versprechen.

Allmählich indes verliess der Gram sein Herz; nur Traurigkeit blieb zurück. Und eines Tages nahm er wieder seinen altgewohnten Weg an dem Hof vorüber, wo sie wohnte. Von weitem sah er das Dach ihres Hauses. Da drinnen war es! Dort lebte sie mit einem andern! Die Apfelbäume standen in voller Blüte, die Hähne krähten auf dem Mist. Das ganze Anwesen schien verlassen, die Leute waren auf den Feldern zur Frühjahrsbestellung. Er hielt am Zaun inne und schaute in den Hof. Der Hund schlief vor seiner Hütte, drei Kälber trotteten eins hinter dem andern nach dem Weiher. Ein dicker Truthahn schlug vor der Haustür sein Rad, stolzierte vor den Hennen mit dem Gehabe eines Sängers auf der Bühne.

Benoist lehnte sich gegen einen Pfeiler und verspürte mit einemmal grosses Verlangen zu weinen. Aber plötzlich hörte er einen Schrei, einen lauten Hilfeschrei, der aus dem Haus kam. Er stand betroffen, die Hände um das Holzgatter geklammert, und horchte. Ein zweiter, längerer Schrei drang ihm schneidend in die Ohren, in die Seele, ins Fleisch. Das war sie, die so schrie! Er stürzte hinein, lief über die Wiese, stiess die Haustür auf, und da sah er sie auf der Erde liegen, zusammengekrampft, mit totenblassem Gesicht, die Augen weit aufgerissen, in den Schmerzen der Niederkunft.

Da blieb er stehen, bleicher und noch stärker zitternd als sie, und stammelte: «Da bin ich, da bin ich, Martine.»

Keuchend antwortete sie: «Oh, verlasst mich nicht, verlasst mich nicht, Benoist!»

Er sah sie an, wusste nicht mehr, was sagen, was tun. Wieder begann sie zu schreien. «Oh! Oh! Das zerreist mich! Oh! Benoist!»

Und sie wand sich in furchtbaren Qualen.

Mit einemmal befiel Benoist ein rasendes Bedürfnis, ihr zu helfen, sie zu beruhigen, ihr den Schmerz zu nehmen. Er bückte sich, hob sie auf den Armen hoch, trug sie auf ihr Bett. Und während sie immerfort stöhnte, entkleidete er sie, zog ihr das Mieder, das Kleid, den Rock aus. Sie biss sich in die Fäuste, um nicht zu schreien. Dann tat er, was er bei den Tieren, den Kühen, Schafen, Stuten, zu tun gewohnt war: Er stand ihr bei und empfing ein dickes greinendes Kind in seinen Händen.

Er trocknete es ab, wickelte es in ein Tuch, das vorm Feuer zum Trocknen hing, und legte es in einen Haufen Bügelwäsche auf dem Tisch; dann ging er zu der Mutter zurück.

Er legte sie auf die Erde, bezog ihr Bett frisch und legte sie wieder hinein. Sie stammelte: «Danke, Benoist, du bist ein gutes Herz.» Und sie weinte ein wenig, als ob sie mit einemmal Reue fühlte.

Er hingegen, er liebte sie nicht mehr, gar nicht mehr. Es war aus. Warum? Wie? Er hätte es nicht sagen können. Was eben geschehen war, hatte ihn besser geheilt als zehn Jahre Entfernung von ihr.

Erschöpft und bebend fragte sie: «Was ist es?»

Er antwortete ihr mit fester Stimme: «Es ist ein Mädchen, ein sehr hübsches.»

Sie verstummten von neuem. Nach einigen Sekunden sagte die Mutter mit schwacher Stimme: «Zeig es mir, Benoist.»

Er holte die Kleine und brachte sie ihr, als hielte er das geweihte Brot in Händen; da ging die Tür auf, und Isidore Vallin trat ein.

Er begriff zuerst nicht; dann plötzlich erriet er.

Verwirrt stammelte Benoist: «Ich kam vorbei ... ich kam so vorbei ... da hab ich gehört, dass sie schrie, und da bin ich reingekommen ... hier ist dein Kind, Vallin!»

Der Ehemann, Tränen in den Augen, machte einen Schritt, ergriff das zerbrechliche Wurm, das der andere ihm darbot, küsste es, stand einige Sekunden, zu keinem Wort fähig, legte das Kind aufs Bett, dann streckte er Benoist seine beiden Hände hin: «Schlag ein, schlag ein, Benoist, jetzt, siehst du, ist zwischen uns alles klar. Wenn du willst, sind wir Freunde von jetzt ab, und was für Freunde! ...»

Und Benoist antwortete: «Ich will gern, bestimmt, ich will gern.»

Aus: Guy de Maupassant: Sämtliche Novellen; Band III: Novellen 1883 (a.d. Franz. von Christel Gersch), 1. Aufl. 1984
© Aufbau-Verlag Berlin und Weimar, 1984